



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es ja jeder, Mann für Mann, daß mir die Pacht sollte wern angerechnet, und daß ich es sollte kriegen, wenn er würde fort werden.

Und da willst du mit den Zeugen vor Gericht?

Ja, das will ich.

Na, ich zum Beispiel, ich komme nicht hin, sagte der Schmied aufgeregt. Wo kann ich denn wissen, was du mit Bauer Lukas hast abgeschlossen? Ich bin so beigekommen, wie ihr habt geredet — aber weiß ich denn auch, ob der alte Lukas seinen Verstand noch hat gehabt . . .

Du wirst schon müssen hinkommen, rief Lange Lukas drohend. Er hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und erhob die Hand, mit der er sie hielt, gegen den Schmied. Da wird nicht lange gefragt! Ich weiß es von Battken Frida. Geld oder Haft — für umsonst ist das nicht, wer sich thut weigern!

Lange Lukas verließ die Schmiede und kehrte um. Er wollte zum Rechtsanwält, sagte er zu seinem Weibe, gleich morgen vor Tage. Denn der Weg war weit, zwei Meilen Hinweg und zwei Meilen Rückweg. Er legte den Tuchrock nicht fort, putzte aber die Stiefeln sorgfältig. Früh vor fünf Uhr brach er auf. Als er am Abend heimkehrte, waren sie schmutzig und bestaubt. Er zog sie aus, ehe er über die Stubenschwelle trat, aber mit ihnen ließ er die Hoffnung draußen. Der Rechtsanwält hatte ihm gesagt, daß alle Zeugen der Welt ihm nichts helfen könnten, wenn er über den Vertrag mit Bauer Lukas nichts Schriftliches habe.

Es geschah noch einiges in der Sache, aber in Erinnerung des Lange Lukas nahm es keinen Raum ein — die Anfrage beim Besitzer, ob er ihn als Pächter auf Lukas Gut belassen würde, nachdem im Oktober die Pachtzeit abgelaufen war, und die abschlägige Antwort. Selbst die Versteigerung war ihm nur wie das Leichenbegräbniß seiner Lebenshoffnung.

Die Mehrzahl der Besitzer im Dorfe sah zu, ein Stück Wiese oder Ackerland, wie es bei seinem Plan gelegen war, an sich zu bringen. Das alte Lukasgut ging in mehr als zehn Parzellen in andern Besitz über. Der Möschengarten aber, um den Lange Lukas (sein bevorzugter Plan) vergeblich kämpfte, wurde dem Schmied zugeschlagen, den sie zum Unterschied von Lange Lukas von da an Kurze Lukas nannten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Frau muß der Familie zurückgegeben werden — unter dieser Losung veranstaltet der Herr Minister für Handel und Gewerbe eine Statistik über die Beschäftigung verheirateter Arbeiterinnen in Fabriken. Man will damit Material sammeln, um festzustellen, ob es angängig sei, die Beschäftigung verheirateter Arbeiterinnen in Fabriken überhaupt zu untersagen.

Ich habe nun in der lithographischen Anstalt, die ich leite, eine peinlich genaue Statistik aufgenommen, die nachstehende Resultate ergeben hat. Es sei dabei noch vorausgeschickt, daß die allgemeine Arbeitszeit in der Fabrik im Sommer von

Grenzboten IV 1899

7

7 Uhr früh bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends, im Winter von 7 Uhr 50 Minuten früh bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends, Sonnabends nur bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr abends dauert. Die Arbeitszeit wird durch drei Pausen, je zwei viertelstündige und eine einstündige, unterbrochen, es werden also neun Arbeitsstunden geleistet.

Von hundertfünfunddreißig Arbeiterinnen, die wir beschäftigen, sind sechzehn verheiratete Frauen, davon führen sieben mit ihren Männern gemeinschaftlich Haushalt, sechs leben von ihrem Mann getrennt, sind aber nicht gerichtlich geschieden und werden daher von der Statistik als „separiert“ bezeichnet, und drei sind Witwen. Von den mit ihren Männern lebenden sieben Frauen sind drei kinderlos; in einem Falle ist der Mann die längste Zeit des Jahres durch sein Gewerbe als Ziegler in der Fremde festgehalten und verbringt nur den Winter zu Hause. Eine andre Frau ist kinderlos, hat aber ein fremdes Kind zu eigen angenommen.

Von den übrigen drei Frauen, die eigne Kinder haben, ist eine an einen kranken, seit längerer Zeit arbeitsunfähigen Mann verheiratet, eine zweite an einen kränklichen Mann, dessen Arbeit wöchentlich kaum fünf bis sechs Mark einbringt. Nur in einem Falle ist der Mann voll arbeitsfähig und verdient als Tagelöhner einen Arbeitslohn von 2 Mark 50 Pfennigen täglich. Dieses Ehepaar hat zwei schulpflichtige Kinder. Die Frau ist seit einem Jahre Fabrikarbeiterin.

Von den sechs separierten Frauen sind vier von ihren Männern böswillig verlassen: von zwei Männern ist der Aufenthalt unbekannt, zwei leben ganz in der Nähe ihrer Familien, ohne sich aber im geringsten um sie zu kümmern. Ein Mann ist im Irrenhause, einer dient noch als Soldat. Von den separierten Frauen ist eine kinderlos, die andern haben ein bis drei Kinder. Die drei Witwen haben alle Kinder zu versorgen. Unter den zwölf Fällen, wo Kinder vorhanden sind, giebt es zwei, in denen die Kinder außerhalb der Schule gar keine Aufsicht haben. In drei Fällen führt angeblich der Mann die Aufsicht, in zwei Fällen Verwandte, und in einem Falle die Mithausbewohner. In zwei Fällen sind die Kinder in Kinderbewahranstalten, in einem Falle bei einer fremden Familie untergebracht. In dem noch übrig bleibenden Falle ist das einzige vorhandne Kind auch schon in der Industrie beschäftigt und kommt erst später als die Mutter nach Hause.

Gewiß wäre es ja sehr wünschenswert, wenn alle die Frauen ihrem Haushalt und ihren Kindern wiedergegeben werden könnten, aber was lehrt uns die Statistik? In elf von sechzehn Fällen ist es die unabwendbare bittre Notwendigkeit, das eigne oder das Leben der Kinder zu fristen, die die Frau in die Fabrik treibt; ein Verbot der Beschäftigung der Frau wäre also gleichbedeutend mit dem Untergang dieser Familien, die dann unbedingt der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen müßten.

Von den übrigen fünf Fällen, wo der Mann einen Verdienst hat, der zur Erhaltung der Familie wenn auch knapp hinreicht, scheidet ein Fall aus, da das Ehepaar kinderlos und der Mann den größten Teil des Jahres in der Fremde ist. Diese haben im Sommer überhaupt keinen Haushalt; es ist auch wahrscheinlich, daß die Frau, die erst ganz kurze Zeit in der Fabrik beschäftigt ist, bei der Rückkehr des Mannes die Arbeit wieder verläßt. Bei zwei andern Fällen wird die Haushaltungsarbeit sehr gering sein, da keine Kinder da sind, und der Mann tagsüber auf Arbeit ist. Es bleibt also der Frau morgens vor und abends nach der Arbeitszeit genügend Gelegenheit, die wenigen Arbeiten im Hause zu erledigen.

Es sind also nur zwei zweifelhafte Fälle. In einem Falle ist der Mann Bahnarbeiter mit einem Wochenverdienst von zwölf Mark. Hier aber besorgt die Mutter der Frau den Haushalt. Die Frau selbst ist kinderlos und hat ein fremdes

Kind zu eigen angenommen. Es ist deshalb wohl kaum anzunehmen, daß eine Frau, die so gute Gesinnung bethätigt, durch verwerfliche Beweggründe in die Fabrik getrieben sein soll. Bei dem andern, dem letzten Falle, könnte man ja annehmen, daß die Frau nur deshalb in die Fabrik geht, um ein genußreicheres Leben zu führen. Der Mann ist Tagelöhner, verdient täglich 2 Mark 50 Pfennige, und es sind nur zwei Kinder da. Mit fünfzehn Mark Wochenverdienst ließe sich die Familie schon unterhalten, aber liefert denn der Mann die fünfzehn Mark auch regelmäßig an die Frau ab? Hierüber schweigt die Frau aus leicht begreiflichen Gründen.

Hoffentlich werden es die Herren am grünen Tisch verstehen, die Statistik zu lesen, und werden begreifen, daß, ehe sie der Frau die Erwerbsmöglichkeit nehmen, sie ihr die Ernährungsmöglichkeit geben müssen. Einen deutlichen Fingerzeig, wo die Staatshilfe einsetzen muß, kann uns die Statistik jedoch geben. Von sechzehn beschäftigten Frauen sind vier, also der vierte Teil, böswillig von ihrem Manne verlassen worden; sie empfangen von ihm keinerlei Beihilfe zum Lebensunterhalt. Man ist nun wohl versucht, zu entgegnen, daß sich die Frauen ja nach den bestehenden Gesetzen scheiden lassen und den Mann auf Alimentationspflicht verklagen können. Aber was will die Frau mit der Scheidung? Die Möglichkeit, einen andern Mann zu finden, der sie ehelicht und ihre Kinder mit übernimmt, ist ausgeschlossen, und der zur Alimentenzahlung verurteilte Mann hat es unter den bestehenden Gesetzen gar zu leicht, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Könnte hier nicht der Staat eingreifen und den böswilligen Verlasser zwingen, für Frau und Kinder zu sorgen? Das Arbeitshaus wäre wohl der richtige Besserungsort für solche schlechte Familienväter, nur müßte sogleich von der Behörde eingeschritten werden, ohne daß die Frau erst einen Antrag stellen müßte, denn diese würde sich schwer zu einem solchen Schritte entschließen, schon aus Furcht vor den zu erwartenden Mißhandlungen durch den Mann.

Wird der Frau nun die Möglichkeit der Lebensfristung für sich und ihre Kinder geboten, so bleibt sie schon von selbst aus der Fabrik, dazu bedarf es keines gesetzlichen Verbots, und in den wenigen Ausnahmefällen, bei denen wirklich eine schlechte Hausfrau die Fabrikarbeit der Besorgung des Haushalts und der Kindererziehung vorzieht, wird das geplante Verbot wohl weniger gute Hausfrauen als lasterhafte Müßiggängerinnen erzeugen. Diesen Eindruck dürften die Herren Gewerbeinspektoren bei ihren Rundfragen in den Fabriken wohl auch selbst bekommen.

Detmold

Th. Staehle

An heiligen Wassern. Nach so und so viel angeblätterten Romanen im ausgefahrenen Salon-Hochdeutsch hält uns endlich eine Erzählung fest von echtem, kräftigem Stil, ein Buch aus der deutschen Schweiz, von wo unsre Litteratur seit mehr als hundertfünfzig Jahren schon so manche Auffrischung erfahren hat: „An heiligen Wassern,“ Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge von J. C. Geer, dritte Auflage (Stuttgart, Cotta Nachf.). Was ist das für eine einfache und doch so viel bedeutende Sprache! Die Männer der Gemeinde sind in der altertümlichen Dorfkirche versammelt und beten das Gebet für die heiligen Wasser. „Nun sinken die Hüte, und wie aus Erz gegossen, ein feierliches Antlitz am andern, stehn die Männer. Durch die gelben, roten, blauen und grünen Scherben, welche die Heiligenfiguren in den Fenstern zusammensetzen, fallen die farbigen Bündel der Sonne in den golddurchspinnenen Raum und zeichnen dem einen ein gelbes, dem

ändern ein rotes, blaues oder grünes Mal auf den Leib, und von draußen rauschen die brünstigen Gebete der Frauen.“ Die heiligen Wasser sind eine oben von den Gletschern niedergehende Wasserleitung, von der alles Wachstum abhängt unten in der Thalschlucht mit ihren dünnkrustigen Äckern. Noch weiter hinauf wohnen Berggeister, die Wildleute genannt, mit denen vor langen Zeiten ein Abkommen hat geschlossen werden müssen, demzufolge die Leitung über starre Felsen in schwindelnder Höhe hat gelegt werden können. Auch die abgehiednen Seelen aus dem Dorfe gehn dort oben um und frieren ihre Zeit; ans Fegefeuer will man trotz dem Pfarrer nicht recht glauben. Allerlei frommes, tief im Gemüt der Menschen liegendes Heidentum, mit dem der Pfarrer nichts zu thun hat, lebt ungestört an dem weltentlegnen Orte weiter. Jeder thut sein mühsames Tagewerk, so lange die Wasser fließen, wie es seine Vorfahren gethan haben. Die Post liegt unten im nächsten Dorf, Fremde kommen äußerst selten herauf, bis der Gemeindepäsident sein Wirtshaus für Sommerfrischler einrichtet, ein gottsträfliches Unterfangen, das nicht ohne Folgen bleiben kann, worin der Pfarrer und seine Schutzbefohlenen ausnahmsweise ganz einig sind. Alles Wohl und Wehe hängt aber an den heiligen Wassern; ob nun die Wildleute oder die armen Seelen oben beleidigt werden oder der Herrgott, der erst in dritter Linie steht, immer erfolgt die Strafe von dort oben: die Lawine geht nieder, reißt die Kännel ein, das Wasser hört auf zu fließen. Dann muß einer hinauf an die „weißen Bretter,“ freiwillig oder durchs Loos bestimmt, und neue Röhren legen, was mit seltenen Ausnahmen des Mannes Tod bedeutet. Aller vierzehn Jahre längstens tritt der schreckliche Fall ein, seine Erwartung legt jedem Gliede dieses kleinen Kreises schweren Ernst auf die Seele, und um diese Hauptfrage für die Leute von St. Peter bewegt sich unsre Erzählung. An ihrem Anfang fordern die weißen Bretter ihr Opfer. In einer kostbaren Schilderung erleben wir die Befestigung der neuen Kännel mit den Zuschauern unten im Dorfe, die nach dem Braven hinaufsehen und jede seiner Bewegungen zum Teil mit Fernröhren verfolgen, das ist graufig, schwindelerregend, technisch genau, wie die Dachdeckerzene in Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ — dann im letzten Augenblick, nachdem er alles vollbracht, stürzt der Mann in die Tiefe. Das ist das letzte Opfer. Denn am Schluß unsers Buches befreit der Sohn seinen Heimatsort von der Blutfron, indem er als weitgereister und ausgebildeter Ingenieur eine gegen Wildleute und arme Seelen beständige, wirkliche Leitung erbaut. Sein Vater, ein armer Wildfeuer, war von dem „Presi“ heimlicherweise an seiner Ehre gezwungen worden, auf die weißen Bretter zu steigen, ihn selbst verbindet eine Kinderliebe mit der Tochter des stolzen, selbstherrlichen Mannes, einem reizend gezeichneten Kinde. Schwer wird dem Erretter des Thals der schöne Preis zuteil, ganz zuletzt. Dazwischen liegen viele Ereignisse, und viele Menschen müssen sterben, die mit dem Leben der übrigen eng zusammenhängen. Es ist unmöglich, diese zum Teil sehr sympathischen Figuren auch nur alle zu nennen. Auf welch hohe, seltne Stufe der Erzählerkunst wir aber hier geführt werden, mag wenigstens eine Stelle zeigen. Der „Presi“ ist in Zorn geraten über sein Kind, weil es nicht von dem jungen Wildfeuerjohnne lassen will. Der „Garde,“ der Wasseraufseher, ein wichtiger Mann im Dorfe, spricht für die beiden. In dem Augenblick erscheint die seit kurzem dem Presi angetraute zweite Frau, die Stiefmutter des Mädchens, und hier setzt die Erzählung ein:

„Schon glaubte der Garde ihn gewonnen zu haben. Da trat Frau Cresenz in die Stube und wischte die Scherben des zerschmetterten Glases zusammen. Ohne daß sie recht wußte, was vorgefallen war, jammerte sie: Das Kind ist halt ganz

der Vater, das kann man nicht ändern, das sind zwei harte Köpfe. Und dann wandte sie sich an den Presi und tröstete ihn mit fraulicher Milde, oder mit Worten, die nicht tief geholt waren und nicht tief gingen. Der Garde hätte viel darum gegeben, die Frau wäre nicht gekommen oder wenigstens rasch wieder gegangen, als sie aber blieb, da wurde er über die Stimmung wild und ging selbst. „Sie ist eine wohlmeinende und rechtschaffene Frau, aber das Weib, die Mutter von unergründlich tiefem Herzen, das an diesen Posten gehört, ist sie nicht.“

Die Handlung besteht nicht, wie bei vielen Dorfgeschichten, in einem Spiel mit so und so viel Figuren, von denen dann nur einige Hauptpersonen ausgearbeitet sind, sondern alle Personen dieser Erzählung sind durch zum Teil recht fein gesponnene Fäden unter einander verbunden, sodaß aus diesem einfachen Menschenmaterial ein Teilnahme erweckender und psychologisch fesselnder Roman gewonnen wird. Das Milieu ist trotz seiner Schlichtheit niemals derb, wie manchmal in schweizerischen Erzählungen, vielmehr gehoben durch einen duftigen Schimmer von Sage, Vergangenheit, poetischem Aberglauben und, namentlich bei den Frauen, zartem, innerlichem Gemütsleben. Wir haben in der letzten Zeit nichts gelesen, was uns soviel Freude gemacht hätte.

A. P.

Klinger und Stuck. Dem ersten Bande des Künstlerbuchs von J. H. Meißner (Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig), das Böcklin gewidmet war, und das wir unsern Lesern seiner Zeit empfohlen haben, sind zwei weitere gefolgt: Max Klinger und Franz Stuck. Man kann sich nicht leichter und angenehmer, als es in diesen feinen, kleinen Büchern geschieht, über den Inhalt und die Absichten der modernsten Kunst unterhalten lassen. Der Verfasser kommt ihr ganz entgegen, mit der vollen Befriedigung, deren es bedarf, um den Lesern den Eindruck zu geben, daß es sich hier um etwas Großes und Schönes handelt; das Einschränken seiner Superlative, das Kritifizieren und Ausstellen mag dann jeder einzeln für sich besorgen. Er zeigt uns mit den Mitteln einer tadellosen kunstgeschichtlichen Darstellungsmethode seine Personen unter dem Einflusse ihrer Welt, Klinger im Zusammenhange mit seiner tüchtigen und vielseitigen Vaterstadt Leipzig, Stuck als das Produkt ländlicher, bäurischer Kraft und sicher angeeigneter Kultur und Formbeherrschung, als einen Germanen von Gedanken mit einem Zusatz romanischen Bluts, erkennbar in seinem dunkeln Typus, seiner Richtung auf das Formale, seinem satirischen Zug. Klinger, der ältere, gehört zu den drei „Großen, die das eigentliche Kennzeichen der Zeit abgeben“ (neben Menzel und Böcklin). Diese Zeit aber ist das letzte Drittel unsers Jahrhunderts, das erst „die bedeutende Physiognomie gewinnt.“ Denn die Nazarener und die Romantiker, die den mächtigen Cornelius ablösten, und ebenso die Realisten sind unindividuell und gleichartig gewesen. Der französisch-holländische Naturalismus war „nur eine Erfrischung des Malhandwerks,“ eine flüchtige, schon im Niedergang begriffene Mode, kein selbständiges Kunstziel. Dieses wird erst erreicht in idealen Erscheinungen, großen „allegorischen Abschluß- und Sammelwerken,“ die den ganzen Inhalt einer Zeit zusammenfassen, wobei das Technische nur Nebenache ist. Nachdem dieses ideale Kunstschaffen längere Zeit brach gelegen habe, seien jetzt am Ende des Jahrhunderts schöpferische Künstler ersten Rangs und Zeitausdeuter im besten Sinne unter uns aufgetreten. So gelangen wir an das Werk Klingers, „eine der Gesamtkünstlerschaften, die wie die von Alberti, Lionardo, Michelangelo und Dürer nur in stark bewegten, nach Ausdruck ringenden Zeiten vorzukommen pflegen.“ Auch Stuck wird mehr als einmal mit den Künstlern der Renaissance verglichen, in seiner Vielseitigkeit und in den einzelnen Leistungen.

„Eine welsche und eine deutsche Seele ringen in ihm und suchen einander abwechselnd vorwärts zu drücken; wohin sein Weg damit gehn wird, ist heute noch nicht absehbar. Auch Böcklin war ja in Stucks jetzigem Alter nur (!) eine geniale Erscheinung und ein Virtuose ohne Anspruch auf die Herrschaft über das Jahrhundertende.“ Klinger hingegen war „bereits im vierunddreißigsten Lebensjahre für einen der größten Künstler aller Zeiten erklärt worden,“ von ihm bestehen „etwa fünfzig Werke jede Prüfung durch eine unbefangene Kritik,“ und „das eben wird die unbefangene Zukunft, die rückwärts nur mit Thatsachen rechnet, bestaunen: gleich nach Wagner ist Klinger auch als eine der größten Gestalten der Kunstgeschichte durch unsre Mitte gegangen.“ Man sieht aus diesen wenigen Mitteilungen: der Standpunkt der Betrachtungen ist hoch genommen, und der Vergleich mit dem Größten, was die Geschichte in der Kunst zu bieten hat, fällt für das Ende unsers Jahrhunderts recht günstig aus. Im einzelnen wird sich ja mancher zu Einwendungen versucht fühlen, z. B. in Bezug auf Klingers farbige Plastik (es giebt sogar Leute, denen farbige Ostereier lieber wären), oder ob es denn richtig sei, von einem „Stillstehn der Plastik seit der Renaissance wesentlich in Folge der einfarbigen Manier“ zu sprechen, seit man Adolf Hildebrands Skulpturen hat und hoffentlich doch auch noch schätzt. Man kann ferner willig das Bedeutendste an Klinger gelten lassen und zugeben, daß er „heute unbedingt als einer der größten Stecher aller Zeiten anerkannt ist“ — ohne doch zu verstehen, warum dieses Werk „mitten im tiefsten Verfall der Stecherei“ von ihm vollbracht worden sein soll. Aber alle solche Einwendungen gegen Einzelurteile wären hier nicht an ihrem Platze, denn der Verfasser urteilt konsequent nach seinen Voraussetzungen: er verwirft die „gestochene Wirklichkeit“ Marcantons und der Rubensstecher, er findet den „immer noch ausgeübten“ Tonholzschnitt technisch unnatürlich und legt ein Hauptgewicht auf den „symbolischen Charakter“ der graphischen Kunst. Andre werden der Meinung sein, daß es zwei Arten der „echten Griffelkunst“ geben kann, eine mehr andeutende und eine bildmäßige, der vollen Wirklichkeit zustrebende, daß ferner z. B. der andeutende Holzschnitt unsrer alten deutschen Meister zum Teil wenigstens einer beschränkten und noch entwicklungsfähigen Technik seinen Stil verdankt, und daß endlich Dürer in seinen Kupferstichen mit vollem Bewußtsein die Wirkung eines einfarbigen Bildes erstrebt hat. In diesem Zusammenhange müßte sich dann natürlich auch in Klingers graphischer Kunst manches anders darstellen, als es nach des Verfassers Auffassung erscheint. Stucks ungemeine Vielseitigkeit in der Erfindung, seine leichte, spielende Beherrschung der plastischen und malerischen Techniken, sein eindringendes Verständnis der menschlichen Körperformen ist gut geschildert. Zu den einzelnen Kunstwerken, soweit sie bis jetzt vorliegen, wird sich wahrscheinlich eine fernere Zukunft doch noch etwas anders stellen, als das „Jahrhundertende,“ wenn dessen Auffassung in des Verfassers Darlegungen seinen Ausdruck gefunden haben sollte. Wir wollen aber der Zukunft nicht vorgreifen. Nur eine allgemeine Bemerkung mag noch erlaubt sein. Dem heutigen Kunstfreunde, der nicht den Anspruch besondrer Kennerschaft erhebt, werden Klinger und Stuck in der Hauptsache als Fortsetzer Böcklins erscheinen, und manches läßt darauf schließen, daß auch der Verfasser diese Formel nicht ablehnen würde; seine drei Bücher geben eine schöne Anleitung zum Verständnis dieser gewiß bedeutenden Gesamterscheinung. Nun ist Böcklin wesentlich Landschaftler, die zwei andern sind Figurenkünstler, und sie antikisieren noch stärker als er. Bei Stuck hat der Verfasser dies richtig gesehen, und er brauchte ihn nicht einmal wegen Gleichgiltigkeit „gegen das Reale und Archäologische der Antike“ zu entschuldigen, denn Stuck

archäologisiert sogar entschieden. An Klinger hat er diese Seite nicht oder doch viel zu wenig hervorgehoben. Trotz allem Zeitartigen und Individuellen steckt doch in Klingers Werk ein gutes Stück Klassizismus. Wir sind wirklich heute nicht mehr „antikisch“ genug, da nicht etwas als fremd zu empfinden. Im Flusse befindliche Dinge abschätzen und in die Geschichte einreihen ist immer ein sehr schwieriges Geschäft. Wahrscheinlich wäre dem Verfasser sein Klingerbuch auch leichter geworden, wenn darin nicht noch das letzte Bild: „Christus im Olymp“ zu zensurieren gewesen wäre. Vor diesem mutigen, riesenhaften Werke steht das Publikum und auch die Kritik einigermaßen verblüfft. Im einzelnen läßt sich vielerlei darüber sagen, lobend, tadelnd, erklärend, aber wie wirkt es als Ganzes, und wo sind seine Parallelen in der Kunstgeschichte? Merkwürdig, daß sich für den Verfasser das Wort „klassizistisch“ nicht einmal einstellte, wenn er auch übrigens eine endgiltige Entscheidung nach Möglichkeit vermeiden wollte. Eine Art Gesamtnote ließ sich freilich nicht umgehn. „Ohne starke Mängel eines ersten monumentalen Versuchs leugnen zu wollen, glaube ich doch, daß diese trotzdem gewaltige Schöpfung sich die Anerkennung erzwingt, wie sich alle großen Meisterwerke Bahn gebrochen haben.“ Das glaube ich nicht. Man wird unter allem bis jetzt von Klinger Gemalten seine Pietà in der Dresdner Galerie für das beste halten.

u. p.

Internationale Musikgesellschaft. In aller Stille hat sich vor wenig Monaten ein Ereignis vollzogen, das für die Zukunft der Musik sehr wichtig werden kann: die Gründung einer Internationalen Musikgesellschaft. Sie verdankt Professor Oskar Fleischer in Berlin ihre Entstehung und Organisation und wird unter der Geschäftsführung von Breitkopf und Härtel Anfang November vor die Öffentlichkeit treten.

Das Wesentliche an diesem neuen Institute liegt, wie der Name sagt, darin: daß sie die musikalischen Länder nach langer Pause endlich wieder zu gemeinsamer Arbeit verbinden will. Diese engere Fühlung hat im neunzehnten Jahrhundert sehr empfindlich gefehlt. Vor dreihundert Jahren war die italienische Erfindung der Monodie (begleiteter Sologesang), der Oper, Cantate und der weitem damit zusammenhängenden neuen Musikformen bald durch ganz Europa verbreitet, ohne Telegraph, Presse und Eisenbahn, binnen dreißig Jahren in Deutschland, ein Menschenalter später auch in Frankreich selbständig verarbeitet. In neuerer Zeit haben die Italiener die ganze von Deutschland ausgehende Entwicklung der Instrumentalmusik verschlafen; es giebt im Lande der Apenninen zahlreiche, in ihrer Heimat angesehene Musiker, die noch keine Beethovensche Sinfonie, wenigstens nicht in der Originalform kennen. Ganz besonders und tagtäglich macht sich die heutige Isolierung im wissenschaftlichen Kleinverkehr bemerkbar. Bedeutende deutsche Arbeiten bleiben dem Auslande, ausländische bleiben uns fremd, sie werden zu spät oder nur mangelhaft bekannt. Die den Quellen zunächst sitzenden warten für dringliche Unternehmungen auf Zureisende, es ergeben sich unliebsame Konkurrenzen, das wissenschaftliche Niveau ist in den einzelnen Ländern unverhältnismäßig ungleich. Diese kleine Auslese von Übelständen genügt, die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der neuen Gesellschaft zu begründen. Das ist überall eingesehen worden, und es haben sich in allen Kulturstaaten von Belgien (Gevaert) bis Spanien (Pedrell) schnell angesehene Männer zu ihrer Vertretung bereit gefunden. Nur in Italien vermiffen wir zur Zeit noch die gewichtigen Namen eines Cavaliere Berwin, eines Luigi Torchi, eines Taddeo Wiel.

Welche Aufgaben hat sich nun die Gesellschaft für die gemeinsame, internationale Arbeit gestellt? Zunächst sehr bescheidne, litterarische: die Herausgabe eines „Sammelbandes“ und einer „Zeitschrift.“ Der „Sammelband,“ der alle drei Monate erscheinen soll, wird große Abhandlungen bringen, für Deutschland also die leider an bogenlangen Untersuchungen „über den D-dur-Alford im Don Juan“ und an ähnlicher Alterwissenschaft zu Grunde gegangne „Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft“ ersetzen. Für die im „Sammelbande“ zu behandelnden Themen steht nach den Statuten das ganze Bereich der Musikwissenschaft und der verwandten Disziplinen offen, die Mitglieder werden aber natürlich vorzugsweise mit Historie versehen werden. Wir sagen natürlich, weil zur Zeit die Musikgeschichte allen andern Zweigen der Musikwissenschaft voransteht wegen ihrer positiven Leistungen, weil es in der Musik mehr als in jeder andern Kunst gilt, alte Schätze zu retten und zu verwerten, weil drittens nur durch eine ganz energische Vermehrung und Vertiefung geschichtlichen Wissens sichere Grundlagen für die immer wieder gesuchte und immer wieder verfehlte Ästhetik zu gewinnen sind.

Die „Zeitschrift“ wird monatlich kleinere Aufsätze bringen, zu Tagesfragen Stellung nehmen und von einer höhern Warte aus das Musikleben der Gegenwart betrachten und beleuchten.

Sicher wird aber die Thätigkeit der Internationalen Musikgesellschaft bald weiter gehn. Sie wird den Zeitschriften Publikationen älterer Musik angliedern, sie wird alle geeigneten Mittel benutzen, die Pflege und die Stellung der Tonkunst zu fördern. Der Kongreß für Musikgeschichte, der im nächsten Jahre bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris stattfindet, ist schon ein Werk der Gesellschaft. Sie will Musikgelehrte, praktische Musiker, Dilettanten, soweit sie ernster gerichtet sind, in persönliche Berührung bringen, sie will die gebildeten Elemente in der Musikwelt sammeln; ihr Hauptziel ist: die zu lang geduldete Herrschaft der Plebejer zu brechen. Wie verderblich sich diese in allen Gebieten der Tonkunst breit macht, das haben einsichtige Musikfreunde schon früher klarer erkannt und unangenehmer empfunden als die Durchschnittsmusiker. Aus diesem Grunde führen wir die neue Gesellschaft an dieser Stelle ein und fordern zum Beitritt und zur Unterstützung auf. Für einen Jahresbeitrag von zwanzig Mark erhalten die Mitglieder die beiden genannten Zeitschriften. Die Anmeldung geschieht am besten bei einer der Landessektionen, deren in Deutschland folgende bestehen: Baden (Professor Dr. Ph. Wolfrum, Heidelberg), Bayern (Privatdozent undustos Dr. A. Sandberger, München, Schackstraße 6), Elsaß-Lothringen (Prof. Dr. F. Spitta, Straßburg, Schwarzwalddstr. 4), Mecklenburg (Prof. Dr. A. Thierfelder, Rostock, Lloydstr. 4), Norddeutschland (Dr. Fr. Chrysander, Bergedorf, Prof. Dr. D. Fleischer, Berlin, Lutherstr. 12), Exzellenz Freiherr DDr. von Liliencron, Schleswig, Prof. Dr. C. Stumpf, Berlin, Münchenerstr. 14/15), Sachsen (Prof. Dr. H. Kretschmar, Gashwitz bei Leipzig), Württemberg (Hofkapellmeister Dr. A. Obrist, Stuttgart). Der größte Teil dieser Landessektionen hat schon in geeigneten Städten Ortsgruppen eingerichtet, die in regelmäßigen Zusammenkünften durch Vorträge, Mitteilungen, Förderung wissenschaftlicher Arbeiten, Veranstaltung lehrreicher Musikaufführungen usw. je nach lokaler Gelegenheit den Interessen der Gesellschaft dienen sollen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig